

(Nachdruck verboten.)

6]

## Gobseck.

Von Honoré Balzac. Deutsch von Alfred Brieger.

„Vorwärts also, reichen Sie mir die Hand zur Ver-  
söhnung, Papa Gobseck, und seien Sie großmütig, — stimmt  
— nicht wahr — richtig — möglich.“

„Sie kommen zu mir,“ entgegnete der Bucherer in kühlem  
Tone, „weil Girard, Palma, Werbrust und Gigonnet mit  
Ihren Wechselln den Bauch schon bis oben voll haben und sie  
überall mit fünfzig Prozent Damno feilbieten. Da diese  
Leute übrigens nicht mehr als fünfzig Prozent Valuta aus-  
gezahlt haben, so sind sie ja auch unter Brüdern gar nicht  
mehr wert. — Zum Teufel auch! Kann ich denn anständiger-  
weise einem Menschen, der dreißigtausend Franken schuldet  
und keinen Sou sein eigen nennt, noch einen Centime borgen?“  
rief Gobseck. „Sie haben erst vorgestern auf dem Ball beim  
Baron Nucingen zehntausend Franken verloren!“

„Verehrter Herr Gobseck,“ entgegnete der Graf mit einer  
bewunderungswürdigen Unerschämtheit, indem er den Geld-  
verleiher von Kopf bis zu den Füßen maß, „meine Sachen  
gehen Sie gar nichts an. Wer Kredit hat, der schuldet  
nichts.“

„Richtig.“

„Meine Wechsel werden bezahlt werden.“

„Möglich.“

„In diesem Augenblick beschränkt sich die Frage zwischen  
uns darauf, ob meine Garantien Ihnen für die Summe, die  
ich borgen möchte, genügen.“

„Richtig.“

Das Geräusch der Droschke, die vor der Tür anhielt, war  
oben im Zimmer hörbar.

„Ich werde etwas holen,“ sagte der junge Mann, „womit  
Sie vielleicht zufrieden sein werden.“ Dann ging er eilig  
hinaus.

„Ach, mein Söhnchen!“ rief Gobseck, indem er sich erhob  
und mir die Hände entgegenstreckte. „Wenn er ein gutes  
Pfand hat — Du rettetest mir das Leben! Ich wäre darüber  
zugrunde gegangen. Werbrust und Gigonnet haben ge-  
glaubt, mir einen Poffen zu spielen. Durch Deine Beihilfe  
werde ich heute Abend in der Lage sein, auf ihre Kosten zu  
lachen.“

Die Freude des alten Mannes hatte etwas geradezu  
Schaudererregendes an sich. Dies war das einzige Mal, daß  
er sich mir gegenüber zu einem Gefühlsausbruche hinreißen  
ließ. Und wie kurz das Aufflackern dieser Stimmung auch  
bei ihm gewesen sein mochte — es blieb mir doch für alle  
Zeiten im Gedächtnisse haften.

„Erweisen Sie mir den Gefallen, hier zu bleiben,“ bat  
er jetzt. „Ich bin zwar wohl vorbereitet und bewaffnet, ich  
bin meines Schusses sicher, wie es eben ein Mann ist, der  
früher Tiger gejagt und manches Stündchen auf dem Kauf-  
fahrer mitgemacht hat, wo es „siegen oder sterben“ hieß. Und  
doch mißtraue ich diesem vornehmen eleganten Gallunken.“

Er setzte sich wieder auf seinen Lehnstuhl vor dem Schreib-  
tisch. Sein Gesicht war ruhig, aber leichenbläß.

„Ach Gott, ach Gott!“ rief er plötzlich, indem er sich mir  
zuwandte. „Jetzt werden Sie also das schöne Geschöpf zu  
sehen bekommen, von dem ich Ihnen einmal erzählt habe.  
Ich höre einen leichten, aristokratischen Schritt auf dem  
Gange.“

Und wirklich! Der junge Mann trat jetzt ein und führte  
eine Dame an der Hand, die ich als die Gräfin erkannte, die  
mir Gobseck im Zusammenhange mit jener morgendlichen  
Szene in ihrem Schlafzimmer seinerzeit geschildert hatte. Sie  
war eine von den Töchtern des biederen alten Goriot.

Die Gräfin sah mich anfänglich nicht. Ich stand in der  
Fensterlnische mit dem Gesicht auf die Scheiben. Als sie das  
düstere, feuchte Zimmer des Bucherers betrat, warf sie  
Maxime einen Blick ängstlichen Mißtrauens zu.

Sie war so schön, daß ich sie trotz aller ihrer Untaten be-  
dauern mußte. Eine furchtbare Angst wühlte offenbar in  
ihrem Innern; ihre edlen, stolzen Züge hatten etwas kon-  
vulsivisch Verzerrtes an sich, das zu verbergen ihr nicht ge-  
lang. Der junge Mann war zu ihrem bösen Genius geworden.

Ich bewunderte Gobseck, der auf einen einzigen Wechsel  
hin das Schicksal dieser beiden Geschöpfe schon vor vier Jahren  
erkannt und vorausgesagt hatte.

„Vielleicht, daß dies Ungeheuer in der Gestalt eines Halb-  
gottes eine unheilvolle Macht über sie besitzt,“ dachte ich bei  
mir. „Vielleicht, daß er sie mit allen Triebfedern menschlichen  
Veranlagung willenlos leitet: durch Eitelkeit, Eifersucht,  
Genuß und alle berauschenden Verführungen der großen  
Welt?“

„Ich weiß es,“ unterbrach die Vicomtesse. „Selbst aus  
den Tugenden dieser Frau hat er sich Waffen gegen sie zu  
schmieden gewußt. Er hat sie Tränen verzweiflungsvoller  
Ergebenheit vergießen machen; er hat den unserem Geschlechte  
angeborenen Edelmut bis zum äußersten zu treiben und ihre  
Liebe zu mißbrauchen und betrügen gewußt, um ihr einen  
verbrecherischen Freudentaumel teuer genug zu verkaufen!“

„Ich will es Ihnen gern zugeben,“ fuhr Derville fort, der  
die Zeichen und Geberden der Vicomtesse nicht verstand, „ich  
betrauerte das Schicksal dieses unglücklichen Geschöpfes nicht,  
das so herrlich und glänzend vor den Augen der Welt einher-  
wandelte und das so furchtbar und abstoßend für die war, die  
in seinem Herzen zu lesen wußten. Nein — ich schauderte  
nur, als ich den Mörder der bejammernswerten Frau be-  
trachtete, diesen jungen Menschen, dessen Stirn so rein und  
ehrlich schien, dessen Mund so frisch war, dessen Lächeln so be-  
strickend.“

In jenem Augenblicke aber standen die zwei vor ihrem  
Richter, der sie jetzt prüfte und betrachtete, wie wohl ein alter  
Dominikaner des sechzehnten Jahrhunderts den Folterqualen  
folgte, die zwei unglückliche Menschen in den Gewölben der  
Inquisition erdulden mußten.

„Ist es angängig, mein Herr,“ fragte sie mit zitternder  
Stimme, indem sie Gobseck ein Etui hinhielt, „den Gegen-  
wert für diese Diamanten zu erhalten — mit der Möglichkeit,  
sie später wieder zu erwerben?“

„Gewiß, Frau Gräfin,“ entgegnete ich, indem ich mich  
einmischte und mich ihr voll zuwandte. Sie sah mich, sie er-  
kannte mich und erbehte. Dann warf sie mir einen Blick zu,  
der allerorten dasselbe bedeutet: Bewahren Sie Still-  
schweigen!

„Was Sie beabsichtigen,“ fuhr ich fort, „stellt eine  
Rechtshandlung dar, die wir mit dem Ausdrucke „Verkauf mit  
Rückkaufsrecht“ bezeichnen — eine Vereinbarung, kraft deren  
ein Besitztitel auf ein bewegliches oder unbewegliches Gut für  
die Dauer einer bestimmten Zeit auf einen anderen über-  
tragen wird. Nach Ablauf dieses Termins kann man durch  
Erlegung einer festgesetzten Summe das Recht auf das strittige  
Objekt wieder antreten.“

Sie atmete erleichtert auf.

Graf Maxime aber runzelte die Stirn; er fürchtete, der  
Bucherer würde im Falle eines solchen Abchlusses eine ver-  
hältnismäßig geringere Summe für die Diamanten hergeben,  
insofern sie einen mannigfachen Preisschwankungen aus-  
gesetzten Gegenstand darstellten.

Gobseck bewahrte seine Ruhe; er hatte seine Lupe er-  
griffen und betrachtete schweigend den Inhalt des Etuis.  
Wenn ich hundert Jahre leben sollte — ich werde den Ausdruck  
seines Gesichtes nie vergessen! Seine bleichen Wangen hatten  
sich gerötet; seine Augen, in denen die Steine sich spiegelten,  
schienen ihren Glanz zu verdoppeln und leuchteten in einem  
übernatürlichen Feuer. Er erhob sich, trat ans Fenster und  
hielt die Juwelen an seinen zahnlosen Mund, als ob er sie  
hätte verschlingen wollen. Er murmelte unzusammen-  
hängende Worte vor sich hin, nahm abwechselnd die Arm-  
bänder, die Ohrgehänge, die Colliers, die Diademe in die  
Hand und hielt sie gegen das Licht, um das Wasser, die Weiße  
und den Schliff der Steine zu prüfen; er holte sie aus dem  
Schmuckkästchen, tat sie zurück, suchte sie wieder hervor, ließ  
das Licht auf ihnen spielen und ihr Feuer erstrahlen. Er  
war mehr Kind als Greis; oder eigentlich gleichzeitig Kind  
und Greis.

„Schöne Diamanten! Vor der Revolution wäre das Zeug  
dreihunderttausend Franken wert gewesen. Welch reines  
Wasser. Echte asiatische Diamanten — von Golkonda oder  
Bisayoor. Kennen Sie den Wert? Nein, nein — Gobseck

ist in Paris der einzige Mensch, der dergleichen zu schätzen weiß! Noch unter dem Kaiserreiche hätte man zweihunderttausend Franken benötigt, um einen solchen Schmuck zusammen zu stellen."

Er machte eine abweisende Geberde des Bedauerns.

"Heutzutage," meinte er, "verlieren die Diamanten täglich an Wert. Brasilien überschüttet uns seit dem Frieden und füllt den Markt mit Steinen, die viel weniger weiß sind als die indischen. Bei Hofe — da werden sie noch getragen. Geht die Dame auch zu Hofe?"

Während er diese niederschmetternden Worte, scheinbar unbeabsichtigt, hervorbrachte, betrachtete er die Juwelen nach wie vor mit einem geradezu unbeschreiblichen Genuße. Wieder nahm er alles einzeln in die Hand.

"Ohne Fleck — dieser hat einen Fleck — dieser hier einen kleinen Riß — schöner Diamant!"

Sein bleiches Gesicht erstrahlte im Widerschein der Juwelen in solch leuchtendem Glanze, daß ich es unwillkürlich mit jenen grünlischen Spiegeln vergleichen mußte, wie man sie wohl in ländlichen Gasthöfen wiederfindet.

"Wie stehen die Sachen also?" fragte der Graf, indem er Gobsack einen Schlag auf die Schulter versetzte.

Das greisenhafte Kind fuhr zusammen. Er trennte sich von seinem Spielzeug, stellte es auf seinen Schreibtisch, setzte sich in seinen Sessel und wurde wieder ganz Bucherer — hart, kalt und glatt wie eine Marmorsäule.

"Wieviel brauchen Sie?"

"Hunderttausend Franken auf drei Jahre," sagte der Graf.

"Nicht unmöglich," erwiderte Gobsack, indem er aus einer Mahagonischachtel eine Wage von unschätzbar genauer Arbeit hervorholte; das war sein Schmuckkasten. Er wog die Steine ab, indem er das Gewicht der Fassung nach dem äußeren Eindrucke — und nur Gott weiß, wie hoch — veranschlagte.

Währenddessen kämpfte der Graf zwischen Freude und Ernst. Die arme Frau verharrte in einem Zustande dumpfer Betäubung, die ich ihr nachfühlen konnte; sie schien mir die Tiefe des Abgrundes ermessen zu wollen, in den sie versinken sollte. Offenbar regte sich die Neugier noch im Herzen der Unglücklichen; sie bedurfte nur einer Hand, die sich ihr teilnehmend entgegenstreckte; vielleicht war sie noch zu retten. Ich versuchte es.

"Gehören diese Steine Ihnen, Madame?" fragte ich mit bernehmlicher Stimme.

"Natwohl," entgegnete sie mit unverkennbarem kühlem Stolze.

"Setzen Sie den Rückkaufsvertrag auf und schwören Sie nicht!" unterbrach Gobsack, wobei er sich erhob und mir seinen Platz am Schreibtische antwies.

"Madame ist verheiratet, nicht wahr?" bemerkte ich.

Sie nickte bejahend und ungeduldig mit dem Kopfe.

"Ich werde den Kontrakt nicht aufheben," sagte ich schroff.

"Und warum nicht?" meinte Gobsack.

"Warum?" wiederholte ich, indem ich den alten Mann mit mir in die Fensternische zog, um dort leise mit ihm zu sprechen. "Warum?" Weil diese Frau unter der eheherrlichen Gewalt ihres Mannes steht und der Vertrag daher ungültig ist. Sie können nicht einmal ihre Unkenntnis geltend machen, da diese Tatsache in dem Aktensstück erwähnt werden muß."

Gobsack bedeutete mir durch eine Kopfbewegung Stillschweigen und wandte sich wieder zu den beiden Geldsuchenden.

"Er hat recht," sagte er. "Die Sache liegt jetzt ganz anders. Achtzigtausend Franken bar — und Sie überlassen mir die Steine," setzte er mit tonloser, dünner Stimme hinzu.

"Aber —," der Graf wollte etwas einwenden.

"Mein letztes Wort," bemerkte Gobsack, indem er der Gräfin das Etui einhändigte. "Ich muß ein zu großes Risiko dabei laufen."

"Sie sollten sich lieber Ihrem Gatten zu Füßen werfen," flüsterte ich ihr ins Ohr.

Der Bucherer entnahm offenbar den Sinn meiner Worte aus den Bewegungen meiner Lippen. Er warf mir einen durchbohrenden Blick zu. Das Gesicht des jungen Mannes wurde aschfahl. Die Gräfin zögerte sichtlich. Der Graf näherte sich ihr; wemgleich er sehr leise sprach, so hörte ich seine Worte doch:

"Leb wohl, liebe Anastasia, und sei glücklich. Ich werde so wenigstens morgen keine Sorgen mehr haben."

"Mein Herr!" rief die Gräfin plötzlich, indem sie sich eilig zu dem Alten hinüber begab. "Ich nehme Ihr Anerbieten an!"

"Na, endlich, Madame," entgegnete der Alte, "aus Ihnen ist schwer etwas herauszubekommen; ein Weichvater hätte wohl ein tüchtiges Stück Arbeit mit Ihnen, schöne Frau."

Bei diesen Worten unterzeichnete er eine Bankanweisung über fünfzigtausend Franken und händigte sie der Gräfin ein.

"Und nun," fuhr er mit einem Lächeln fort, das etwas unverkennbar Voltairesches an sich hatte, "jetzt werde ich Ihnen die gewünschte Summe mit dreißigtausend Franken in Wechseln abrunden, deren Güte wohl nicht beanstandet werden kann. Sie sind so gut wie Gold in Barren. Ihr Herr Begleiter hat mir soeben erst erklärt: Meine Wechsel werden bezahlt."

Er holte mehrere vom Grafen gezeichnete Wechsel hervor; sie waren alle am Tage vorher zu Protest gegangen, und zwar auf Veranlassung eines der Freunde Gobsacks, der sie ihm wahrscheinlich dann für eine geringe Summe verkauft hatte.

Der junge Mann stieß eine Art Wutgebrüll hervor, aus dem nur das Wort „alter Schuft“ herausstonte.

Gobsack zuckte nicht mit der Wimper; er nahm ein paar Pistolen aus einem Kasten und sagte:

"Als Beleidigter habe ich den ersten Schuß."

"Maxime, Sie müssen sich bei dem Herrn entschuldigen," flehte die Gräfin, am ganzen Leibe zitternd.

"Ich hatte nicht die Absicht, Sie zu beleidigen," stotterte der Graf.

"Das weiß ich sehr gut," entgegnete der Bucherer. "Sie hatten lediglich die Absicht, Ihre Wechsel nicht zu bezahlen."

Die Gräfin erhob sich und verabschiedete sich mit einem kurzen Gruße. Angst und Entsetzen malten sich auf ihren Zügen.

Traille mußte ihr folgen. Bevor er sich entfernte, sagte er noch:

"Wenn Sie beide ein Wort hierüber verlauten lassen, so fließt Ihr Blut — oder das meine."

"Amen," setzte Gobsack hinzu, indem er die Pistolen wegschloß. "Um aber sein Blut aufs Spiel zu setzen, mein Jungelchen, muß man auch welches haben. Du hast nur Dreck in Deinen Adern!"

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

## Allerlei Wetterpropheten.

Unter den zahlreichen Faktoren, die das Leben der Menschen beeinflussen, nimmt das Wetter zweifellos eine der ersten Stellen ein. Es beeinflusst unsere eigenen bedeutsamsten Entschlüsse sowohl wie mancherlei Verhältnisse, in denen wir leben. Sehr oft hängt das Gelingen eines Planes, die Erreichung eines nützlichen oder angenehmen Zweckes von der Beschaffenheit der Atmosphäre ab, und deshalb konsultieren wir so häufig Barometer, Thermometer und Hygrometer. Diese Wetterpropheten geben dem Landmann, dem Kaufmann, den Gewerbetreibenden wichtige Fingerzeige zur Vorausbestimmung des Wetters. Auch wenn es sich um einen Ausflug, ein Gartenfest oder ein anderes Vergnügen in freier Natur handelt, pflegen wir gern jene so beliebten und gefürchteten Hausgötzen zu befragen. Neben ihnen aber existieren noch eine ganze Anzahl andere, weniger bekannte, aber doch in gewissem Maße recht zuverlässige Wetterpropheten, unter denen verschiedene Repräsentanten der Tierwelt die bedeutendste Rolle spielen.

Mehr wie der moderne Mensch, dessen ganzes Sinnen und Denken auf den Kampf ums Dasein gerichtet ist, mehr selbst als der Naturmensch, beeinflusst die Bitterung das Leben und die Gewohnheit der Tiere. Doch ehe wir sie in ihrer Eigenschaft als Wetterpropheten betrachten, sei es uns gestattet, einige andere Erscheinungen in der Natur für unsere Zwecke heranzuziehen.

Ausgezeichnet verstehen sich die Bewohner der Alpen auf die Deutung des Wetters. Mancher Tourist wird zu später Abendstunde ein besonderes Glitzern der Sterne wahrgenommen haben. Die Erfahrung lehrt, daß solch auffallendes Sternengeflimmer immer mit "warmem Höhenwind" (Südwind) zusammenhängt. Steht Neumond dazu, so wird nach einer uralten Wetterregel in den Alpen das Wetter bald umschlagen. Bringt ein Wettersturz auf Südwind intensiven Neuschnee, so wird mancher Bergführer und Bergfahrer aufatmen! Binnen 24 Stunden wird Himmelsbläue über weiß verwehte Schrofen leuchten.

Jeder erfahrene Hochtourist wird bei Nebelinsfall an die Ausführung seiner Bergbesteigungspläne nur dann schreiten, wenn sich Anhaltspunkte dafür bieten, daß die Wolken nur in dünner Schicht gelagert sind. Dide Wolkendünne bereiten alle Pläne. Freilich ist solche Beobachtung oft recht schwierig und meist nur den alten Bergführern möglich. Wird ein experter Führer — meist sind sie um so wortkarger, desto größerer Renommee sie besitzen — ganz schweigsam, so findet der Tourist die Ursache solch völligen Verstummens durch einen Blick in den Wolkenzug aus Süden,

Ueberrascht einen Hochtouristen plötzlicher Nebel mit heftigen Windstößen, so gilt es, rasch notdürftigen Unterstand unter überhängenden Felsen (Kufeln) zu erreichen, denn die Regenschauer folgen solchen Anzeichen meist sehr rasch. Unerlässlich ist in solchen Fälle die Barzezeit von 45 Minuten, d. h. in der Hochregion, wo es häufig zu beobachten ist, daß Nordwind aufsteigt und die Sonne als Siegerin aus dem Kampfe hervorgeht. Läßt aber die Behemung der Regenschauer so weit nach, daß es gleichförmig „schneit“, so tut der Tourist gut, alle Pläne aufzugeben und im Landregen resigniert zu Tal hinunterzusteigen.

Eisfeuer ist nur selten zu beobachten, im Gebirge nur in der Höhe. Ein Summen und Knistern kündet die interessante elektrische Erscheinung, der sich ein eigentümlicher phosphoreszierender Schimmer anschließt, an. Gleich darauf blitzen weißliche Lichter in Büschelform auf, elektrische Funken sprühen, die Haare, die Finger strahlen weißliche Lichtbüschel aus, der Hut, die Gestalt ist von bläulichweißem Licht umflossen, metallische Gegenstände des Touristen summen und knistern. All dies geht ungemein rasch vorbei, fast einem Geistespfiff vergleichbar. Unfehlbar folgt aber recht schlechtes Wetter darauf, meist intensiver Schneefall oder Graupelregen.

Wenn sich auch die Lehre von der Wetterankündigung durch die Tiere noch nicht die unbefrängte Anerkennung der Meteorologen zu erringen vermocht hat, so lehren doch die Beobachtungen an den Tieren, die man in Stadt und Land machen kann, daß in ihnen dem Naturforscher Propheten zur Verfügung stehen, die in den meisten Fällen an Sicherheit selbst Wetterglas und Barometer übertreffen. Auch die Physiologie hat sich in dieser Beziehung auf die Seite derer gestellt, die vielen Vertretern der Tierwelt die Eigenschaft „Wetterkündiger“ zu sein, zusprechen. Spinnen, Blutegel, Frösche und Wetterfische haben in dieser Beziehung einen wohlbegündeten Ruf erlangt. Als die zweifellos besten und zuverlässigsten aller tierischen Wetterpropheten bezeichnet M. Danlser, der sich gerade mit der in Rede stehenden Eigenschaft der Tierwelt eingehend beschäftigt und ausgezeichnete Beobachtungen gemacht hat, die Spinnen. Wer diese im allgemeinen so verhassten und verachteten Tierchen längere Zeit aufmerksam beobachtet, der ist zuletzt imstande, selbst unbedeutende Witterungsveränderungen mit großer Sicherheit vorauszusagen. Im Sommer eignet sich die Kreuzspinne am besten zur Beobachtung. Schon aus der Art ihres Webens kann man Schlüsse ziehen. Webt sie recht langsam und ordentlich, so bleibt die Witterung andauernd schön und beständig. Weniger beständig ist es, wenn sie beim Weben eine gewisse Hast und Unruhe zeigt. Ist das Netz fertig, so ist auf andauernde heitere Witterung zu schließen, wenn sie ruhig mit angezogenen Füßen in der Mitte des Netzes sitzt. Hat sie dagegen die Füße nicht angezogen, sondern sprungfertig ausgebreitet, so sind große Hitze und Gewitter im Anzuge. Winde kommen, wenn sie das Netz durch Einziehen von Fäden zu lichten beginnt, und zwar um so schneller, je eiliger sie diese Arbeit ausführt. Sieht das Netzbauwerk zerrissen aus, wenn die Spinne am Ende eines Fadens oder gar außerhalb des Netzes sitzt, so folgen schwere Stürme und Unwetter. Geht sie dann ins Netz zurück und beginnt die Ausbesserung, so kann man auf gutes Wetter hoffen, wenn es auch noch so schlecht aussieht. Im Winter vertritt die Haus- oder Winkelspinne die Kreuzspinne in ganz ausgezeichnete Weise. Laut sie bei kaltem Wetter ihr Gespinnst in der Nähe des Fensters, so kommt mildes Wetter, dagegen tritt starke Kälte und Frost ein, wenn sie sich aus den Fensterritzen entfernt und sich nahe dem Ofen anbaut. Beim Eintritt von wärmerer Witterung zieht sie Fäden vor den Eingang ihres Gewebes; heiteres Wetter folgt, wenn sie dieses zu entfernen beginnt. Schlechtes Wetter zeigt sie auch dadurch an, daß sie sich eine Anzahl Fliegen umspinnet. Zeigen sich viele fleißige Hängespinnen, so ist auf andauernd gutes Wetter zu hoffen.

Bekannter vielleicht als die Spinne ist der Laubfrosch als tierischer Wetterprophet. Freilich wollen ihm viele diese Eigenschaft absprechen; Danlser ist der Meinung, daß das Tier sich als durchaus zuverlässig zeigt, wenn man es in eine Kiste bringt, in deren Boden man ein handtiefes Gefäß mit Wasser anbringt und den Boden mit Moos belegt. Zur Beobachtung ist es gut, wenn in den Wänden möglichst viel Glasflächen eingelassen werden, man kann noch einen knorrigten Aststumpf und ein paar Steine mit Moos anbringen; alle zwei bis drei Tage wird das Innere mit Wasser besprengt. Bei einem solchen Aufenthaltort geht das Tier nur dann in den Wasserbehälter, wenn die Natur es treibt, und dies geschieht, wenn Regenwetter im Anzuge ist. Ältere Laubfrösche (etwa zwei bis vier Jahre alt) stoßen beim Herannahen von Regenwetter auch noch einen besonderen Ton aus, der unserem Gewährsmann als sicherster Regenbote gilt.

Ebenso leicht zu halten und zu beobachten und ebenso sicher in seinen Anzeichen ist der Schlammwürger oder Wetterfisch, den man leicht in einem Goldfischglas unterbringen kann. Den Boden desselben bedeckt man sechs bis sieben Zentimeter hoch mit feinem, tonigen Sand, pflanze eine beliebige Wasserpflanze hinein und fülle das Glas bis auf zwei bis drei Zentimeter mit Fluß- oder Bachwasser. Das Wasser wird im Sommer jeden Monat, im Winter zwei- bis dreimal erneuert und der Fisch mit Insekten, Würmern, Fisch- und Froschlach gefüttert. Bei andauernd guter Witterung schwimmt er ganz ruhig umher oder liegt still am Boden, aber sein Verhalten ändert sich sobald Regenwetter herannahet. Dann wird er plötzlich munter, geht an die Oberfläche und schlängelt sich dort un-

ruhig umher. Steigert seine Unruhe sich und beginnt er Schlamm und Sand aufzuwühlen, so kann man auf Sturm und Unwetter rechnen. Natürlich darf man sowohl Laubfrosch, als auch Schlammwürger weder in die Nähe des warmen Ofens noch ins Sonnenlicht stellen; ihre Prophezeiungen sind dann am sichersten, wenn auch die Außenluft freien Zutritt hat.

Welchen Einfluß die Aenderung des Wetters auf die Tierwelt ausübt, können wir besonders an gewitterhaften Tagen beobachten. Das Weidewiedel wird bei nahestem Unwetter schon lange vorher unruhig, schnappt auffallend nach Luft, schnaubt, wühlt mit Hörnern und Füßen die Erde auf und dunstet stark aus. Das Rindvieh beleckt seine Füße und eilt brüllend dem Stalle zu. Der Esel senkt traurig den Kopf und reibt den Körper an Bäumen und Mauern. Die Schafe beginnen zu springen und sich zu stoßen. Sie versuchen von der Weide aus Heden und Gebüsche zu erreichen. Die Ziegen fressen mit großer Eile, selbst wenn sie gesättigt sind, wobei sie andauernd schreien, so daß das halbe Futter dem Maule wieder entfällt. Die Gänse eilen mit großem Geschrei ins Feld oder zum Weiher und schlagen bestig mit den Flügeln. Die Schweine zeigen durch unruhiges Wühlen und Umherverfen der Streu und des Futters nahendes Gewitter an. Kehren die Tauben eines Schlags rasch nach einander vom Felde zurück, ohne daß andere wieder aufstiegen, so sind schwere Gewitter im Anzuge.

Selbst bei wilden, d. h. in der Freiheit lebenden Tieren finden sich Beispiele, daß sie bei elementaren Gefahren, zu denen ja auch das Gewitter zu rechnen ist, sich hülfesuchend den Menschen genähert haben. Zahlreiche Berichte von Förstern, Landleuten und übersessenen Kolonisten liegen in dieser Beziehung vor. Uebrigens kann sich jeder, der Gelegenheit hat, einen zoologischen Garten zu besuchen, von der deutlich erkennbaren Gewitterfurcht auch der größten Raubtiere, als Löwen, Tiger und Wölfe, überzeugen. Die Tiere rennen aufgeregt in ihrem Käfig auf und nieder, verschmähen das Futter, brüllen lästlich, und nur bei einigen wirkt die Anwesenheit ihres Wärters einigermaßen beruhigend.

Auffallend zum mindesten für das große Publikum ist es, daß selbst der Elefant, trotz seiner beneidenswerten Dickhäutigkeit, sehr nervös werden kann. F. Hornig erzählt darüber ein drolliges Vorkommnis: In Dresdens Zoologischem Garten residiert eine Elefantenmaid, namens Lily, die erstens eine geradezu lächerliche Furcht vor Mäusen und zweitens vor Gewitter zeigt. Nun wollte es das Unglück, daß im Laufe des Sommers der Blitz in einen Baum der benachbarten Tiergartenstraße einschlug; Lily, an sich schon äußerst aufgeregt, geriet infolge des drohenden, prasselnden Donnererschlages vollends außer sich vor Schrecken und trampelte mit erhobenem Müßel, wogerecht absehbenden Ohren und hastig pendelndem Schwanz schnaubend und trompetend in ihrer Villa umher.

Selbst die Tiere im Wasser künden das Nahen von Gewittern an. So die Krebse, wenn sie am Abend aus ihren Höhlen ans Land kriechen, Nachtgewitter. Es ist eine unbesrittene Tatsache, daß in forellenreichen Wildbächen, wo sonst in kurzer Zeit lohnende Beute zu erangeln ist, in gewitterhaften Tagen nicht ein einziger Fisch sich an den gewohnten Fangorten sehen läßt.

Auffallend ist auch das Schweigen im Walde vor Ausbruch der elektrischen Entladungen. Die Vögel, deren fröhliches Gezwitscher und Singen sonst von früh bis abends durch die grünen Hallen klingt, sind verstummt, und nur des Hähners heiserer Schrei und das Hämmern eines rastlos arbeitenden Spechtes tönt an unser Ohr, während unser Auge umsonst das Dickicht durchspäht, die schweigenden Waldkinder zu entdecken; sie sind wie auf Zauberwort verschwinden und mit ihnen die sonst munter umherspringenden Eichhörnchen. Ja, selbst das Hochwild lagert sich an versiedeter und geschützter Stelle im Dickicht. Und welche Beobachtungen kann man erst an den Insekten anstellen! Mücken, Fliegen, Käfer usw., die sich sonst lustig und in hohen Luftschichten tummeln, sitzen entweder schlaftrunken in ihren Verteden oder taumeln müde und nur wenig über den Erdboden erhoben dahin. Eine Folge hiervon ist der Niederflug der Vögel, die natürlich ihrer Beute folgen müssen. Viele Insekten zeigen bei Gewitterschwüle auch eine auffallende Lust zum Steigen und die Belästigung durch Fliegen ist nie größer als vor einem Gewitter.

Zahlreich sind ferner die Beobachtungen, die bei den Tieren ein Vorgefühl von Regen anzeigen. Bei herannahendem Regenwetter schlagen die Dohlen mit den Flügeln, fächeln sich gleichsam Kühlung zu und wühlen mit den Schnäbeln in den Federn. Emfänger arbeiten die Ameisen, wenn der Regen droht. Sie suchen dann ihre Höhlgänge zu vervollkommen, gegen Regen zu schützen und offen zu halten, da das Wasser sie sonst leicht verschwemmen würde.

Kehren die Tauben ungewöhnlich spät aus dem Felde heim, und laufen die Hühner nach Beginn der Dunkelheit noch futtersuchend umher, so kann man für die nächsten Tage auf andauernden Regen zählen. Regen naht auch, wenn die Hirsche eines Mideles sich außerhalb der Brunstzeit belämpfen, Fuchs und Wolf ihre Stimme hören lassen, die Katze ihre Pfoten beleckt und sich über die Ohren streicht und starckumleude Augen hat, und wenn in Garten und Wiesen die Maulwürfe emsig haufen aufwerfen. Schöne Tage dagegen folgen gewöhnlich, wenn die Fledermäuse am Abend recht zahlreich umherfliegen.

Wiel schwerer als diese Beobachtungen wiegen solche, die sich auf einen größeren Zeitraum, etwa auf eine Jahreszeit beziehen. Sie haben den Vorzug einer größeren Sicherheit, weil sie sich nach den Voraussetzungen richten, wonach z. B. eine Jahreszeit beginnt, und

anzeigen, welchen Verlauf diese in normaler Weise nehmen wird. Zur Unterstützung halten wir uns an einige Beobachtungen, aus denen sich Regeln für den Winter aufstellen lassen sollen. So will unser schon wiederholt genannter Gewährsmann auf Grund seiner viele Jahre hindurch gemachten Beobachtungen folgendes, wenn auch nicht mit absoluter Gewißheit, festgestellt haben: sind die Gänse und Hasen im Herbst fett und stark behaart oder befiedert, dann deutet dieses auf einen strengen Winter, während beim Gegenteil ein milder Winter zu erwarten ist. Ein strenger Winter ist auch dann zu erwarten, wenn Eichhörnchen und Erdnager große Vorräte anlegen, und die Baldameisen ungewöhnlich große Haufen von Tannen- und Kiefernmadeln anhäufen. Der Winter soll besonders streng sein, wenn Eicheln und Hagebutten gut geraten, wenn Felschühner besonders fett und die Pelze der Waldtiere recht dicht und glänzend werden. Einen mäßig kalten Winter prophezeit man, wenn Juli und August gleich warm sind, einen milden, wenn der Juli kälter war als der August. Doch wollen wir dieses Thema nicht weiter ausspinnen, da diese Regeln schon etwas nach dem hundertjährigen Kalender riechen. —

J. Wieje.

## Kleines feuilleton.

I. k. Geister- und Gespensterglauben. (Nachdruck verboten.) Was die sprachliche Herkunft des Wortes „Gespenst“ betrifft, so leitet man es wohl am besten vom alten „gispensti“ ab, was „Ueberredung“ bedeutet. Und dieser Ausdruck ist nicht unpassend, denn gleichsam durch Ueberredung der Sehorgane, durch die überreizte Phantasie nimmt man Gespenster wahr, das heißt Dinge, die nicht existieren oder doch nicht an Ort und Stelle vorhanden sind. Oft sind solche Empfindungen auch begreiflich, zum Beispiel auf Friedhöfen, die besonders in mond hellen Nächten als vermeintliche Lieblingsresidenzen von Geistern und Gespenstern gefürchtet sind. Da ist es kein Wunder, wenn Leute mit überspannten Köpfen in jedem Baum ein Gespenst sehen, jeden Stein als Geist betrachten und Windstöße für Seufzer und Geächze halten.

Die Frage, ob es wirklich Gespenster und dergleichen gebe oder nicht, wurde früher gar ernsthaft behandelt und bildete den Gegenstand zahlreicher gelehrter Streitschriften. Der Geister-, Gespenster-, Aber- und Wunderglaube fand zu allen Zeiten und bei allen Völkern zahlreiche Anhänger, und auch heute ist damit noch lange nicht ausgeräumt. Wenn auch die Aufklärung in den Städten viel allgemeiner wird, so läßt doch das Landvolk in dieser Beziehung noch alles zu wünschens übrig.

Da das Wort „Geist“ vielerlei Bedeutung hat, ist auf den Unterschied zwischen „Geisterseherei“ (Spiritismus) und „Geisterglaube“ (Dämonologie) zu achten. Hier versteht man unter Geistern gewissermaßen körperliche, wirkende, schaffende oder zerstörende Wesen, dort die Seelen, Schatten oder Manen der Verstorbenen, die durch Anwendung gewisser Mittel mit den Lebenden in zeitweiligen Verkehr gebracht werden sollen. In den Bereich des Spiritus gehört der Umstand, daß sich Freunde und Verwandte oft das Versprechen gegeben haben, nach dem Tode einander zu erscheinen, um Kunde über das Jenseits zu geben. Unter Lorenzo di Medici bestand in Florenz eine gelehrte Gesellschaft der „Platoniker“. Zwei Mitglieder derselben, Marsilius Ficini und Mercato, verabredeten, daß der zuerst Sterbende, wenn es möglich sei, dem Ueberlebenden erscheinen und ihm mitteilen solle, ob die Unsterblichkeit der Seele der Wirklichkeit entspreche oder nicht. Mercato starb, und kurz darauf glaubte der im Kreise seiner Freunde sitzende Marsilius dessen Geist am Fenster zu erblicken.

Ein ähnliches Verhältnis finden wir in der kleinen Erzählung „Die Harfe“ von Theodor Körner. — Der berühmte Spiritist Swedenborg war nicht, wie sein nicht minder berühmter Zeitgenosse Cagliostro, ein Betrüger, sondern ein Selbstbetrogener. Während einer Seefahrt machte er in der Kajüte des Kapitäns vor allen Stühlen Verbeugungen. Auf die Frage des Kapitäns antwortete er: „Sehen Sie denn nicht Peter den Großen, Karl XII., Katharina II. usw.“? Bei der Landung verlangte der Kapitän das Reisegeld für jene fürsichtigen Personen oder das Geständnis Swedenborgs, daß er ein Narr sei.

Im Sinne der Dämonologie unterscheidet man böse und gute, reine und unreine Geister, Engel und Teufel. — Während die Heiden des Altertums nur Woltergeister (Larven) und Rachegeister (Furien und Harpyen) hatten, wurden jene Unterschiede erst durch christliche Anschauungen greller. Die ehemaligen Götter wurden auch teilweise zu Teufeln degradiert. So begegnet man Venus in der Tannhäufer- Sage als Teufelin wieder; so lieb der Volksglaube Wodan und Odin als wilde Jäger in Begleitung des wilden Heeres durch die Luft ziehen. Während die Engel im Himmel, die guten Geister auf der Erde placiert waren, verfehte man den Teufel und die bösen Geister in die Hölle und unter die Erde. Zu den guten Geistern gehörten außer den Engeln die Seelen guter Menschen, die Elfen, die Unfrauen in den Burgen, die Heimgelächter in den Bürgerhäusern und die Gnomen oder Kobolde in den Bergen. Der ägyptische Teufel ist Typhon, das böse Prinzip, den man als Ueberbeter allen Uebels betrachtete und mit den schrecklichsten Tugenden darstellte. Der echte Teufel wurde von den Juden im babylonischen Exil als

„Satan“ kennen gelernt, welches Wort aus dem Griechischen stammt und „Feind, Widersacher“ bedeutet. Der Satan ist ein Nachbild des persischen Ahriman. —

u. Künstlich weiß gemachtes Weizenmehl. Ein deutliches Symptom dafür, daß in einer Zeit oder in einem Volke die Kultur sich entwickelt, ist darin zu finden, daß die Ansprüche ausgedehnter Teile der Bevölkerung an die Lebensführung sich steigern. Früher, als man nichts Besseres kannte, war auch der Reichste mit grobem Schwarzbrot zufrieden, dann aber, als man feineres Mehl backfähig herstellen lernte, wollte fast niemand mehr das früher so wohl schmeckende gewesene gröbere Brot zu sich nehmen. Jetzt ist mancher schon nicht mehr mit Weizenbrot zufrieden, sondern beklagt sich, wenn dies aus Mehl besteht, das nicht ganz so weiß aussieht wie das, welches man vor einiger Zeit bekam, oder wie das, welches der Nachbar bezieht. Die Anforderungen an die weiße Farbe des Mehls gingen schließlich so weit, daß die Mehlhändler sich gezwungen sahen, das ein wenig dunklere Mehl künstlich weiß zu färben. Dazu verwendet man solche Mittel, die den dunklen Farbstoff des Mehls zerstören, dieses selbst also bleichen. Hierzu bedient man sich meistens des Fuzages von Ozon, das ja überall bleichend wirkt, oder die dunkele Mehlfarbe wird zerstört, indem ein geeigneter elektrischer Strom durch das Mehl geschickt wird. Aber auch diese Mittel, so wenig man bei ihnen von gesundheitschädlichen Stoffen sprechen kann, sind doch nicht ganz unbedenklich. Sie zerstören nämlich nicht nur die Farbe des Mehls, sondern sie verändern auch dessen wesentliche Bestandteile, so daß dessen Nährwert und Wohlgeschmack beeinträchtigt werden. —

### Humoristisches.

— Zur Nachahmung. „Nur net auslass'n, Herr Meier, seh'n S', i hab' mi ja aufschwung'a vom arma Hausknecht bis zum Rentier!“

„Ach ja! Wie haben Sie das nur gemacht?“

„s'groß' Los hab' i g'wunna.“ —

(„Simpl.“)

— Wie heißt der Admiral? Uns schreibt ein verzweifelter Leser: Nach der „Königlichen Zeitung“ heißt der einstige Admiral des baltischen Geschwaders Roschdestwenski, die „Wostische“ spricht von Roschdestwenski, die „Barthauer Deutsche Zeitung“ taufte ihn Roschdestwenski, die „Neue Preussische“ glaubt Roschdestwenski sei das Richtige. Andere Berliner Zeitungen nennen ihn Roschdestwenski, die „Scherl-Blätter“ machen sich die Sache einfach und sagen: Roschdestwenski, und auf einem Wilde im „Berliner Blatt“ las ich Roschdestwenski. — Seien Sie so gut: wie schreibt sich der Mann?! —

### Notizen.

— „Hidalla“, ein fünfaktiges Schauspiel von Frank Wedekind, soll als eine der ersten Neuheiten im Kleinen Theater in Szene gehen. Wedekind wird selbst die männliche Hauptrolle spielen. —

— „Madame Torrera“, ein dreiaktiger Schwanz von Chancel, wurde vom Trianon-Theater zur Aufführung angenommen. —

— „Die vier Grobiane“ heißt eine neue Oper von Wolff-Ferrari, die zum erstenmal im Münchener Hoftheater gespielt werden soll. —

— „Der Feichtenhof in Goisern“ nennt sich ein dreiaktiges österreichisches Volksstück, das einen Landbriefträger namens Lamprecht zum Verfasser hat. Der junge Autor wird in einem Berichte der Wiener „Neuen Freien Presse“ als ein starkes Talent bezeichnet. —

— Eine Schutzvorrichtung gegen Theaterbrände hat der Chef der Feuerwehr zu Nantes, Gonzé, erdacht. Elektrische Apparate, die im ganzen Hause verteilt sind, ermöglichen, daß in dem Augenblick, da die Temperatur an irgend einer Stelle einen gewissen Grad erreicht, ein Läutewerk hier selbsttätig in Bewegung gerät. Das Publikum hört diese Glöde nicht, sondern nur eine Zentralstation, die mit 300 bis 500 Klappen ausgerüstet ist. Diese zeigen genau den Ort des Feuers an. Zugleich treten aber auch die automatischen Feuerlöscher in Aktion und legen den gefährdeten Raum völlig unter Wasser. Es sind einfache Wasserleitungen, deren Verschlässe bei 70 Grad Celsius schmelzen. —

— John Pratt, der Erfinder der Schreibmaschine, ist im Alter von 78 Jahren in Chattanooga, Tenn., gestorben. —

o. Aethertrinker in Irland. Aus einer unlängst veröffentlichten Statistik geht hervor, daß der Genuß von Aether in Irland in ganz erschreckender Weise zunimmt. Es gibt besonders in der Grafschaft Londonderry Kneipen, in denen nur Aether getrunken wird. Ein Kaufmann in Dublin schickt jährlich nahezu 200 000 Hektoliter nach Belfast. —

g. Papier-Surrogate. Im Smithsonian-Institut zu Washington befindet sich ein holländisch gedrucktes Buch aus dem Jahre 1772, worin die Blätter aus den verschiedensten Papierarten bestehen, z. B. aus Papier von Wespennestern, Sägespänen, Kesseln, Weinreben, Hanf, Maulbeer- und Moesblättern, Disteln, Stroh, Kohl, Asbest, Wolle, Gras, Tannen-, Pappel-, Buchen- und Weidenholz, Zucker, Kastanien- und Tulpenblättern usw. —